LESEPROBE

Herbstzeitlose

KRIMINALROMAN

Frank Stolzenberg

Der Frankenwald, Kapitel 1 und Kapitel 2
Das vollständige Manuskript umfasst 393 Seiten
und liegt lektoriert und satzfertig vor.

© 2026 Frank Stolzenberg. Alle Rechte vorbehalten.

Der Frankenwald

Auf der Landkarte Oberfrankens ist der Frankenwald ein grünes Herz, in Wahrheit aber ein gewaltiges, tiefgründiges Archiv der Zeit, in dem jede Fichte, jeder Bachlauf und jeder Stein eine Geschichte zu erzählen vermag, wenn man nur die Geduld aufbringt, die es braucht, um zwischen dem Rauschen der Wipfel und dem Murmeln der Wilden Rodach jene leisen Stimmen herauszuhören, die von Generationen erzählen, die hier gerodet, geflößt, gesägt, gebetet und begraben haben. Wer von Kronach aus nach Norden fährt, hinein in die engen, gewundenen Täler, in denen an Herbstmorgen der Nebel so dicht zwischen den Hängen liegt, dass die Welt wie in Watte gepackt scheint, der begreift schnell, dass sich diese Landschaft den Eiligen verweigert und nur denen zeigt, die bleiben. Geblieben sind sie, die Menschen hier, mit einer Hartnäckigkeit, die man ihnen nicht ansieht, wenn sie wortkarg hinter dem Ladentisch der Bäckerei stehen oder beim Frühschoppen im Gasthaus ihr Bier mit einem knappen Nicken bestellen. Sie haben ihre Häuser mit Schiefer verkleidet, diesem besonderen, dunklen, schimmernden Gestein, das man hier seit Jahrhunderten aus den Bergen bricht und in kleine, kunstvoll geschnittene Schuppen spaltet, die sich wie das Federkleid eines großen, grauen Vogels

über Dächer und Hauswände legen. Wer einmal an einem Regentag durch eines dieser Dörfer gegangen ist, wenn das Wasser in dünnen Fäden über die Schieferplatten rinnt und die ganze Straße in einem matten, bläulichen Silber glänzt, der vergisst dieses Bild nicht mehr. Der Schiefer schützt vor Wind und Wetter, sagen die Alten, dazu schweigt er, womöglich ist es genau diese Eigenschaft, die er mit den Menschen teilt, die hinter ihm wohnen. Denn geschwiegen wurde viel im Frankenwald. Über Jahrzehnte verlief nur wenige Kilometer nördlich die Grenze, die Deutschland in zwei Hälften schnitt, ein Streifen aus Zäunen, Wachtürmen und gerodetem Land, der sich wie eine Narbe durch die Wälder zog und hinter dem die Welt einfach aufhörte. Heute nennt man diesen Streifen das Grüne Band. Wo einst Minen im Boden lagen, blühen jetzt Arnika und Knabenkraut, brüten Braunkehlchen und streifen Wanderer mit Fernglas und Thermoskanne durch eine Natur, die sich zurückholt, was ihr genommen wurde. Die Menschen, die hier aufgewachsen sind, wissen jedoch, dass eine Narbe auch dann noch spürbar bleibt, wenn längst Gras über sie gewachsen ist. Sie wissen auch, dass man in dieser Gegend früh lernt, Dinge mit sich auszumachen, statt sie auszusprechen.

Auch der Wald selbst trägt inzwischen seine Wunden. Wo früher die Fichten so dicht standen, dass selbst am Mittag kaum ein Sonnenstrahl den Boden erreichte, klaffen heute weite, kahle Flächen an den Hängen, Hinterlassenschaften trockener Sommer und des Borkenkäfers, der sich in wenigen Jahren durch Bestände fraß, die Großväter pflanzten, damit die Enkel sie einmal ernten. Die Waldbesitzer reden nicht gern darüber, aber man sieht es an ihren Gesichtern, wenn sie am Rand einer solchen Fläche stehen und auf die grauen, entrindeten Stämme blicken, die wie Gerippe in den Himmel ragen. Doch zwischen den Stümpfen wächst schon das Neue heran, Buchen, Ebereschen, Birken, ein Wald, der

sich vom alten unterscheiden wird, bunter und widerstandsfähiger, so wie die Menschen hier immer wieder einen Weg fanden, mit dem Verlust zu leben und trotzdem weiterzumachen.

Im Spätsommer aber, wenn sich die ersten kühlen Nächte über die Täler legen und der Morgentau länger auf den Wiesen liegen bleibt, geschieht etwas, das jeden, der es zum ersten Mal sieht, in Staunen versetzt. Dann brechen auf den feuchten Talwiesen und an den Waldrändern zu Tausenden zarte, blassviolette Blüten aus dem Boden, ohne ein einziges Blatt, nackt und schutzlos, ein Teppich aus Seide, über Nacht ausgerollt. Die Herbstzeitlose. Die Wanderer bleiben stehen, um sie zu fotografieren. Sobald sich ein Kind bückt, um einen Strauß für die Mutter zu pflücken, ruft garantiert irgendwo eine alte Stimme über den Zaun, „Finger weg, des is' Gift!“ Die Alten wissen, dass diese Schönheit zu den giftigsten gehört, die der Frankenwald hervorbringt. Es gibt Menschen, die diese Warnungen noch kennen, die wissen, wie man die Zeichen der Natur liest und wann man besser genauer hinsieht. Einer von ihnen wohnt am Rand dieser Wälder, allein in einem alten Forsthaus bei Schwarzenbach am Wald, ein Mann, der die Zwischentöne hört, wenn alles andere leise wird.

Wer Kriminalhauptkommissar Janne Holly sucht, findet ihn selten dort, wo man einen Beamten der Kriminalpolizei Coburg vermuten würde, hinter einem Schreibtisch, umgeben von Aktenbergen und dem asthmatischen Brummen eines Kopierers, der seine besten Jahre im letzten Jahrtausend erlebte. Viel eher findet man ihn draußen, irgendwo zwischen den Fichten oberhalb von Schwarzenbach am Wald, wo er in einem umgebauten Forsthaus lebt, in dem zu Zeiten seines Großvaters noch ein königlich bayerischer Revierförster residierte, von dem es heißt, er habe jeden Rehbock im Umkreis beim Vornamen rufen können. Das Haus

liegt am Ende eines Schotterwegs, den selbst der Postbote nur mit hörbarem Seufzen befährt. Seine Wände sind mit Schiefer verkleidet, die Fensterläden grün gestrichen, hinter dem Schuppen, in dem das Brennholz für drei Winter lagert, beginnt der Wald, der sich in sanften, dunklen Wellen bis hinauf zum Döbraberg zieht. Für Janne gibt es keine Grenze zwischen Dienst und Feierabend, das Bedürfnis, eine zu ziehen, verspürte er nie. Wenn ihn nachts der Schlaf flieht, was nicht selten geschieht und ihm nie recht ist, zieht er seine alte, wetterfeste Jacke über, schiebt die Thermoskanne mit schwarzem Kaffee in die Innentasche und streift durch das Unterholz, während in seinem Kopf jene Fälle arbeiten, die andere längst zu den Akten gelegt haben. Der Wald ist für ihn kein Ort der Erholung im landläufigen Sinn, der Wald ist ein Refugium des Denkens, ein Raum, in dem sich die Gedanken ordnen wie das Laub, das der Wind zu sauberen Haufen gegen die Stämme treibt. Seine Mutter erkannte das früh. „Bub, des Holz wächst fei ned schneller, wennst dran ziehst“, sagte sie, wenn der Junge ungeduldig auf eine Antwort wartete, die nicht kommen wollte. Der Satz blieb ihm, eine Art Lebensmaxime, nie aufgeschrieben und immer befolgt. Die Hollys, eine vor Generationen zugewanderte Sippe, sind Waldbauern gewesen, seit man denken kann, Leute mit harten Händen und wenig Worten, die ihr Holz im Winter schlugen, wenn der Saft in den Stämmen ruht, um es im Frühjahr an das Sägewerk an der Rodach zu verkaufen, an den alten Löffler, mit dem man sich per Handschlag einig wurde und dessen Wort jeden Vertrag aufwog. Durch Georg Löffler kam Janne auch zur Jagd, mit vierzehn, der Alte nahm ihn zum ersten Mal mit auf den Ansitz und brachte ihm bei, dass ein Jäger vor allem zwei Dinge beherrschen muss, stillsitzen und schauen.

Menschen braucht Janne wenig, ein Team erst recht nicht, Anerkennung schon gar nicht. Die Kollegen in Coburg hal-

ten ihn für einen Eigenbrötler, manche für arrogant, die meisten aber, wenn sie ehrlich sind, schlicht für den besten Problemlöser, den die Kriminalpolizei in Oberfranken seit Langem erlebt. Er ist kein Mann der großen Gesten, er hört zu, schaut hin und besitzt eine stoische Gelassenheit, die manche zur Weißglut treibt und andere auf seltsame Weise beruhigt. Wenn alle durcheinanderreden, wird er still, gerade in dieser Stille, so sagt man in der Inspektion mit einer Mischung aus Spott und Respekt, hört er Dinge, die anderen entgehen. Dass man ihn dort nur noch Hollyday nennt und kaum einer mehr Janne Holly sagt, geht auf eine bestimmte Nacht zurück, über die er selbst nie spricht, die im Revier aber längst zur Legende geworden ist.

Es war die Nacht, in der der Sturm kam. Die Wetterdienste warnten, doch niemand im Frankenwald rechnete damit, dass es so schlimm werden würde. Gegen zehn Uhr abends fielen die ersten Böen über die Höhen her, eine Stunde später tobte ein Orkan, den selbst die Ältesten so noch nie erlebten. Tonnenschwere Fichten knickten wie Streichhölzer, ganze Hänge legten sich mit einem Krachen, das man kilometerweit hörte, flach wie ein Kornfeld unter dem Hagel. Der Strom fiel in der gesamten Region aus, das Handynetz brach zusammen, in den Dörfern saßen die Menschen bei Kerzenlicht in ihren Stuben und lauschten mit angehaltenem Atem, wie der Wind an den Schieferdächern riss. Genau in diesem Chaos geschah, was niemals geschehen durfte. Ein Gefangenentransport, dessen Beamte jede Warnung wörtlich in den Wind schrieben, war auf einer der schmalen Waldstraßen am Döbraberg unterwegs und musste vor einer umgestürzten Fichte halten. In den wenigen Sekunden, in denen die Beamten die Situation begutachteten, nutzte ein hochgefährlicher, unberechenbarer Häftling die Gelegenheit, stieß einen der Wachleute in den Graben und verschwand im tiefsten Dickicht, hinein in eine Finsternis, in der man die eigene

Hand nicht mehr vor Augen sah. Was danach folgte, nannten die Kollegen später nur noch „die Nacht“. Das Einsatzzentrum in der Inspektion glich einem Pulverfass. Im Keller hielt das Notstromaggregat das Licht am Leben, der Polizeipräsident tobte über Funk, die Kollegen zitterten vor Stress, aus den Tälern rund um den Döbraberg kamen nur noch abgerissene Wortfetzen, weil ein Funkmast nach dem anderen den Kampf gegen Sturm und leere Batterien verlor, das aus Nürnberg angeforderte Spezialeinsatzkommando saß irgendwo zwischen Kronach und Steinwiesen fest, weil keine einzige Straße mehr frei war. Es war ein Albtraum aus Schlamm, Dunkelheit und nackter Panik. Niemand wusste, wo man in diesem riesigen, pechschwarzen Waldgebiet überhaupt ansetzen sollte.

Janne Holly nahm die Meldung noch über den BOS-Digitalfunk entgegen, hörte schweigend zu, nickte einmal und stand auf. Er füllte seine Thermoskanne mit schwarzem Kaffee, zog die wetterfeste Jacke an, steckte eine Taschenlampe ein, die er wahrscheinlich eh nicht einschalten würde, dann verschwand er ohne ein weiteres Wort hinaus in die Sturmnacht. Während die Kollegen im Revier fast den Verstand verloren, las er den Wald wie ein offenes Buch. Er blieb auf den Wegen, denn in einer solchen Nacht ist der Wald abseits der Wege eine schwarze Wand, während über den Forststraßen ein schmaler Streifen offenen Himmels bleibt, an dem sich das Auge, sobald es sich an die Dunkelheit gewöhnt, ebenso orientieren kann wie an der dunklen Kante des Waldrands zu beiden Seiten. Er geriet nicht in Panik, wenn neben ihm Äste herunterkrachten oder ein entwurzelter Stamm mit einem Ächzen zur Seite kippte. Er kalkulierte nüchtern, die Windrichtung, gegen die ein Mensch auf der Flucht instinktiv nicht anläuft, die Topografie des Frankenwaldes, die Täler, die Hänge, die alten Holzabfuhrwege, die er seit seiner Kindheit kannte, die Erschöpfung eines Man-

nes, der seit Stunden versuchte, auf den Wegen zu bleiben, doch immer wieder durch Schlamm und Unterholz kriechen musste, frierend, ohne Licht, ohne Ziel.

Ein solcher Mann, das wusste Janne, sucht irgendwann keinen Weg in die Freiheit mehr, nur noch Wärme, Licht und etwas, das ihm weiterhilft. An der schmalen, mit Schotter bedeckten Waldstraße unterhalb des Döbrabergs stand eine Waldhütte, deren Schlüssel seit Jahrzehnten an derselben Stelle unter dem Dachbalken hing, wie es im Frankenwald nun einmal üblich ist. Janne warf das Aggregat im Schuppen an und schaltete in der Hütte jedes Licht ein, das sie hergab. Bald knatterte der Motor trotz des heulenden Sturms gut hörbar durch die Nacht, die hellen Fenster schienen weithin durch die Stämme, ein Leuchtturm über einem schwarzen Meer.

Er selbst wartete nicht in der Hütte, er wartete am Herzelhäuschen, jenem windschiefen Bretterverschlag ein paar Schritte abseits, der zu jeder ordentlichen Waldhütte gehört und dessen Tür ein ausgesägtes Herz ziert, durch das seit Generationen Holzfäller, Jäger und Wanderer einen letzten Blick auf die Welt werfen, bevor sie ihr Geschäft verrichten. Von hier aus sah er die Fenster der Hütte, ohne selbst gesehen zu werden. Er spekulierte darauf, dass ein Gejagter nie einfach in ein erleuchtetes Haus hineinstürmt, er schleicht sich vorsichtig heran, um zu sehen, was er dort finden kann, irgendwann drückt er unwillkürlich, so wie jeder Mensch, der aus der Dunkelheit auf ein helles Fenster zugeht, sein Gesicht an die Scheibe, um hineinzuschauen. Gegen vier Uhr morgens tat er genau das. Der Flüchtige stolperte völlig am Ende über die Schotterstraße, drückte sich an der Hüttenwand entlang und spähte mit gierigem Blick durch das erste Fenster, in diesem Augenblick legte sich eine Hand fest auf seine Schulter. Bevor er begriff, was geschah, saß er auf der Bank vor der Hütte, Janne neben ihm, der gelassen die Ther-

moskanne aufschraubte und ihm einen Becher heißen Kaffee reichte. „Ganz schönes Wetter heute“, sagte er nur.

Am nächsten Morgen lieferte er den Mann im Revier ab. Die Kollegen saßen schweißgebadet, mit tiefen Augenringen und völlig mit den Nerven am Ende in der Zentrale, zwischen kalten Kaffeetassen und überquellenden Aschenbechern, die eigentlich längst verboten waren. Janne dagegen wirkte tiefenentspannt, wie nach einem Sonntagsspaziergang im Sonnenschein. Sein Kollege Meier starrte ihn fassungslos an, blickte auf das Namensschild an Jannes Platz, auf dem in nüchternen Buchstaben J. Holly stand, dann schüttelte er langsam den Kopf. „Verdammt, Janne, wir sterben hier drinnen vor Stress, da draußen geht die Welt unter, und du machst aus der Hölle einfach deinen persönlichen Urlaub.“ Dann nahm Meier einen dicken, wetterfesten Filzstift, ging hinüber zum Dienstplan an der Wand und verlängerte Jannes Nachnamen eigenhändig um ein „-day“.

Seit jener Sturmnacht im Frankenwald heißt Janne Holly im Revier nur noch Hollyday. Wer ihn mit einem einzigen L schreibt, wie den Urlaub im Reisekatalog, wird umgehend korrigiert, denn das doppelte L ist Gesetz. Es erinnert jeden daran, dass dieser Einzelgänger von Holly abstammt und selbst in den dunkelsten, stressigsten Krisen, die Natur und Verbrechen zu bieten haben, so unerschütterlich bleibt, wie man es sonst nur im Urlaub ist.

Seine Tage beginnen früh, lange bevor unten im Tal die ersten Lichter angehen. Mit den Nächten, in denen ihn der Schlaf flieht, hängt das nicht zusammen, die sind das eine, dieses Erwachen ist etwas anderes, sein Körper meldet sich, weil es genug ist, seit Jahren schon, ohne Wecker. Zuerst setzt er sich mit dem Kaffee in seinen Sessel am Fenster, schaut hinaus in das Grau, aus dem sich nach und nach der Schuppen, der Apfelbaum und die Kronen der Fichten lösen. An anderen Tagen nimmt er die Thermoskanne mit hinaus

in den Wald, auf eine Bank vor einer Jagdhütte, wo er wartet, bis das erste Licht durch die Stämme fällt. Es ist seine Zeit der Besinnung, in der noch alles ruht, eine stille halbe Stunde, in der er ganz bei sich ist und Kraft sammelt für das, was der Tag bringt oder bringen kann, bevor die Welt erwacht und etwas von ihm will.

An einem Montag Mitte September, an dem die Sonne zum ersten Mal seit Tagen wieder durch den Frühnebel bricht, steht Hollyday hinter dem Forsthaus und spaltet Holz. Er baut Überstunden ab, so viele, dass die Personalabteilung in Coburg sie ihm nur ungern vorrechnet, einen freien Tag verbringt er ohnehin am liebsten mit der Axt in der Hand und dem Geruch von frischem Buchenholz in der Nase. Jeder Schlag folgt seinem Rhythmus, jedes Scheit fällt mit einem trockenen Klacken auf den wachsenden Haufen, zwischen den Schlägen hört man nur das ferne Hämmern eines Spechts und das Summen der letzten Wespen, die sich im Fallobst unter dem alten Apfelbaum betrinken. Das Handy liegt auf dem Hackklotz, mitten in den Spänen. Sobald es klingelt, zeigt das Display einen Namen, den er dort nicht erwartet, Jutta.

Er kennt Jutta seit Jahren, aus der Ferne, wie man sich in dieser Gegend eben kennt, von Festen im Sägewerk, von einem Geburtstag des Alten, von einem Abend im „Goldenen Hirschen“, an dem Georg sie ihm mit einer Mischung aus Stolz und Verlegenheit vorstellte, mit vierundsiebzig, ganz wie ein Siebzehnjähriger. Seine Nummer bekam sie von Georg, „für den Fall der Fälle“, wie der Alte damals sagte, mit diesem schiefen Grinsen, hinter dem er seine Sorgen zu verstecken pflegt.

Hollyday nimmt ab, zuerst hört er nur Atmen, schnell und flach, dazwischen Wind und das Rauschen von Bäumen. Dann ihre Stimme, die von sehr weit her zu kommen scheint. „Janne … ich bin am Schwarzen Hang, bei der neuen Kanzel.

Der Georg ... er sitzt da oben, und er ... er ist tot, Janne. Ich habe schon die 110 angerufen, die kommen, aber ich ... ich wusste nicht, wen ich sonst ...“

Ihre Stimme bricht ab, im Hintergrund hört er eine jugendliche Stimme etwas rufen, dann das Knattern eines Motors, der abgestellt wird. Hollyday legt die Axt aus der Hand. Für einen Augenblick, der ihm später sehr lang vorkommen wird, steht er nur da und sieht auf die Scheite zu seinen Füßen, auf das helle, frisch gespaltene Holz, dabei denkt er an einen Septembermorgen vor fast vierzig Jahren, an einen Hochsitz, an eine schwere Hand auf seiner Schulter und eine Stimme, die ihm zuflüstert, „Stillsitzen, Bub, und schauen.“ „Bleib, wo du bist, Jutta“, sagt er ruhig. „Fass nichts an, ich komme.“

Die Jacke ist noch nicht übergezogen, da klingelt das Handy ein zweites Mal. Diesmal ist es Coburg. Meier, der heute Bereitschaft schiebt, klingt so nüchtern, wie es die Dienstvorschrift verlangt, doch an der Art, wie er sich räuspert, hört Hollyday, dass auch er den Namen kennt, den er gleich aussprechen wird. „Janne, wir haben einen unklaren Todesfall bei Wallenfels. Schwarzer Hang, Hochsitz, männlich, vierundsiebzig. Die Kollegen aus Kronach sind auf dem Weg.“ Dann eine Pause. „Es ist der Löffler, Janne, der Georg Löffler vom Sägewerk.“ Hollyday schließt kurz die Augen, bevor er antwortet. „Ich weiß es, Meier, ich bin schon unterwegs.“

Wenig später fährt er mit dem Wagen den Schotterweg hinunter, unten auf der Straße nach Wallenfels leuchten auf den Wiesen am Straßenrand, im schrägen Licht der frühen Nachmittagssonne, Tausende zarter, violetter Blüten.

KAPITEL 1

Die Panorama-Kanzel

Der Sonntag liegt über Wallenfels wie ein frisch gestärktes Tischtuch, glatt, still und ein wenig feierlich, so wie es sich für einen Sonntag im Frankenwald gehört. Die Glocken von St. Thomas läuteten längst zum letzten Mal, die Männer sind vom Frühschoppen im „Goldenen Hirschen" zurück, in den Küchen dampfen die Klöße neben dem Schäufele, jenem knusprigen Stück Schweineschulter, ohne das ein fränkischer Sonntag nur ein halber wäre. Wer jetzt noch auf der Straße unterwegs ist, dem fehlt entweder die Familie, oder ihn treibt ein triftiger Grund. Die wenigen Autos, die durch das Tal rollen, tun es mit jener gedämpften Langsamkeit, die niemandem die Mittagsruhe stören will.

Jutta treibt ein triftiger Grund, auch wenn sie ihn sich selbst nicht ganz eingestehen würde. Noch am Morgen pflückte sie in ihrem Garten in Coburg die letzten Zwetschgen vom Baum, dunkelblau und so reif, dass sie beim Pflücken fast von selbst in die Hand fallen, um daraus einen Zwetschgenkuchen zu backen, mit Streuseln, so wie Georg ihn mag, obwohl er jedes Mal behauptet, er esse eigentlich keinen Kuchen. Am Donnerstag klang er am Telefon müde, am Freitag ging er gar nicht ran, seit gestern Abend meldet

sich nur noch die Mailbox mit seiner knappen, brummigen Ansage, die er vor Jahren widerwillig aufsprach und seitdem nie ändern wollte. Das allein ist kein Grund zur Sorge, Georg und sein Handy führen, seit er in Rente ist, eine Beziehung, die man bestenfalls distanziert nennen kann, wenn ihn das Jagdfieber packt, kann es Tage dauern, bis er sich wieder meldet. Jutta weiß das und respektiert es, so wie er respektiert, dass sie ihre Zeit für sich braucht. Trotzdem packte sie den Kuchen in die Blechdose und setzte sich ins Auto, einfach so, weil ihr danach war. Die knappe Stunde von Coburg herauf in den Frankenwald fährt sie gern. Hinter Kronach werden die Täler enger, die Hänge steiler, irgendwann verändert sich das Licht, der Wald filtert es, bevor er es durchlässt. Auf den Wiesen entlang der Rodach leuchten die ersten Herbstzeitlosen, zarte, violette Tupfer im Grün, Jutta denkt daran, wie Georg im letzten Herbst einmal am Wegrand anhielt und ihr eine solche Blüte zeigte, ohne sie zu pflücken. „Schee is', gell, aber giftig wie die Sünd'", sagte er dabei, mit einem verschmitzten Lächeln, so wie man ein Geheimnis verrät, das wirklich keiner kennt. Sobald sie den steilen Weg zum Anwesen auf der Anhöhe hinauffährt, sieht sie schon von Weitem, dass der Platz vor der Scheune leer ist. Der alte G, Georgs Jagdauto, das so viele Jahre auf dem Buckel trägt, dass er inzwischen eher zum Inventar der Gegend gehört und kaum noch zum Fuhrpark, steht nicht an seinem Platz. Jutta parkt neben dem Holzstapel, nimmt die Kuchendose vom Beifahrersitz und geht über den Hof zur Haustür, die wie immer nicht abgeschlossen ist, Georg schließt nie ab. „Wer Böses denkt, zieht Böses an", sagt er, wenn sie ihn deswegen tadelt, meistens gibt ihm die Wirklichkeit recht.

Im Flur riecht es nach Bohnerwachs und frischer Wäsche, aus der Küche kommt ein leises Plätschern. Sobald Jutta die Tür aufschiebt, sieht sie Magdalena am Fensterbrett, die mit einer kleinen, blechernen Kanne die Geranien gießt, die dort

in einer akkuraten Reihe stehen wie Soldaten bei der Parade. Langsam dreht sie sich um, für einen kurzen Moment liegt in ihrem Gesicht etwas, das Jutta nicht deuten kann, ein Flackern, das sofort wieder verschwindet, ein Licht, das jemand aus- und gleich wieder anknipst.

„Grüß Gott, Frau Jutta“, sagt Magdalena. Sie sagt immer „Frau Jutta“, nie einfach nur „Jutta“, obwohl die ihr das Du schon mehrmals anbot. „Der Herr Löffler is' ned da.“

„Das seh ich“, antwortet Jutta lächelnd. „Grüß Gott, Magdalena, Sie sind ja fleißig, sogar am Sonntag.“

„Die Blumen ham ja aa Durscht, ob Sonntag is' oder ned.“ Magdalena stellt die Kanne ab, genau in die Mitte des Fensterbretts, und wischt einen unsichtbaren Tropfen vom Holz. „Am Freitag war er ned ganz beinander, was mit dem Magen, aber Sie kennen ihn ja, er lässt sich ja nix sagen.“

„Ist er im Revier?“, fragt Jutta mit einem Nicken, sie kennt ihn ja.

„Wird wohl so sein, der G is' ja weg.“ Magdalena sieht an Jutta vorbei zum Fenster hinaus, über den Hof, hinüber zu den Hängen, an denen der Wald beginnt. „Wenn der Herr Löffler ins Revier will, dann will er ins Revier.“

Jutta stellt die Kuchendose auf den Küchentisch, sucht in ihrer Handtasche nach einem Stift und reißt ein Blatt von dem Notizblock, der neben dem Telefon liegt. „Georg, wo steckst du? Ruf mich bitte an, sobald du da bist. Zwetschgenkuchen ist in der Dose. J.“ Sie überlegt kurz, dann malt sie ein kleines Herz dahinter, so wie sie es seit einiger Zeit tut, wobei sie sich vorkommt wie ein Backfisch. Den Zettel legt sie gut sichtbar auf die Dose. „Wenn Sie ihn sehen, Magdalena, sagen Sie ihm doch bitte, dass er mich anrufen soll?“

„Freilich, Frau Jutta, ich sag's ihm.“

Wenig später verlässt Jutta den Hof, beim Hinunterfahren sieht sie im Rückspiegel Magdalena in der Haustür stehen und ihr nachschauen, reglos, die Hände vor der Schürze

gefaltet. In der Küche liegt der Zettel auf der Dose, irgendwann im Lauf des Nachmittags wird jemand ihn ein winziges Stück zurechtrücken, bis seine Kante exakt parallel zur Tischkante liegt.

Die Nacht zum Montag verbringt Jutta am Fenster, ihr Bett bleibt beinahe unberührt. Ihr Haus in Coburg, das alte Familienhaus mit den knarrenden Dielen und dem verwilderten Garten, in dem schon ihre Großmutter Johannisbeeren einkochte, liegt an einem Hang, von dem aus man über die Dächer der Stadt bis hinauf zur Veste sieht, die nachts angestrahlt wird und wie ein steinernes Schiff über allem thront. Unzählige Male tröstete sie dieser Anblick, ein Versprechen, dass manche Dinge die Jahrhunderte überdauern, ganz gleich, was in den Häusern darunter geschieht. In dieser Nacht tröstet er sie nicht, sie steht im Morgenmantel am Fenster, die Hände um eine Tasse Tee gelegt, der längst kalt ist, den Blick auf das Handy, das neben ihr auf dem Fensterbrett liegt, schwarz und stumm. Sie redet sich ein, dass es keinen Grund zur Sorge gibt. Georg ist ein erwachsener Mann, der seit über fünfzig Jahren auf die Jagd geht und jeden Pfad in seinem Revier mit verbundenen Augen finden würde. Er übernachtete in Hütten, harrte auf Hochsitzen aus, bis ihm der Raureif im Bart stand, einmal stieg er, das erzählte er ihr mit diebischem Vergnügen, drei Tage lang einem Keiler hinterher, ohne ein einziges Mal nach Hause zu kommen. Sie weiß das alles. Trotzdem kreisen ihre Gedanken immer wieder um denselben Punkt, um seine Stimme am Donnerstag, die müder klang, um das Zögern, bevor er auf ihre Frage, wie es ihm gehe, mit einem knappen „Passt scho“ antwortete, diesem fränkischen Universalsatz, der alles bedeuten kann, von „hervorragend“ bis „frag lieber nicht“. Irgendwann gegen drei Uhr denkt sie an den Abend beim Italiener in Stadtsteinach, vor sechs Wochen, an den Moment, in dem Georg mit der Gabel in seinem Risotto sto-

cherte und, ohne aufzusehen, fragte, ob sie beide nicht einmal einen Nagel ins Holz schlagen wollen, damit es hält. So sagte er es, nicht anders, sie brauchte eine Weile, um zu verstehen, dass das, was da gerade zwischen Risotto und Rotwein über den Tisch kam, die Frage war, auf die sie ihr halbes Leben wartete. Sie lachte, er lachte, irgendwann wussten sie beide, dass es kein Ja braucht, weil es längst eines ist. Bei diesem Gedanken zieht sich ihr Herz zusammen, sie stellt die kalte Tasse so heftig auf das Fensterbrett, dass der Tee überschwappt.

Um sieben Uhr ruft sie in der Geschäftsstelle der Waldbauernvereinigung an und nimmt sich einen Tag frei, etwas, das sie in all den Jahren kaum dreimal tat. Ihre Kollegin fragt, ob etwas passiert sei, Jutta sagt, nein, nur etwas Privates, dabei merkt sie, noch während sie es sagt, dass sie lügt, weil sie es nicht weiß. Um halb neun sitzt sie im Auto, die Strecke kennt sie im Schlaf, über Mitwitz, vorbei am Wasserschloss, dessen Türme im Morgendunst aussehen wie aus einem Märchenbuch geschnitten, hinunter nach Kronach, wo die Festung Rosenberg auf der Stadt sitzt wie eine Glucke auf ihren Küken, dann hinein ins Rodachtal, das sich mit jedem Kilometer enger zusammenzieht, bis die Hänge so nah an die Straße rücken, dass man meint, die Fichten mit ausgestrecktem Arm berühren zu können. Sonst genießt sie diesen Moment, in dem die Welt kleiner und stiller wird, in dem das Flachland zurückbleibt und der Frankenwald beginnt, ernsthaft, dunkel, verschlossen. Heute nimmt sie ihn kaum wahr. Die Herbstzeitlosen auf den Wiesen am Fluss, die ihr gestern noch wie zarte Grüße erschienen, huschen in violetten Schlieren an ihr vorbei, bis sie sich dabei ertappt, dass sie zu schnell fährt. Noch bevor sie den Hof erreicht, schon beim Hinaufbiegen in den steilen Weg zum Anwesen, weiß sie, dass der G noch immer nicht an seinem Platz steht. Der Hof liegt still in der Morgensonne. Am

Holzstapel neben der Scheune, den Georg mit einer Akkuratesse aufschichtet, die jeden Wettbewerb gewinnen würde, sitzt eine Amsel und pickt nach Asseln. Die Haustür ist offen, wie immer, in der Küche riecht es noch schwach nach Bohnerwachs und nach den Geranien auf dem Fensterbrett. Ihr Zettel liegt auf der Kuchendose, unberührt, für einen kurzen Moment stutzt Jutta, ohne zu wissen, warum. Der Zettel liegt nicht mehr so, wie sie ihn hinlegte, ordentlicher, die Kante so exakt parallel zur Tischkante, dass es fast pedantisch wirkt. Sie schüttelt den Gedanken ab, Magdalena wird ihn zurechtgerückt haben, sie rückt ja alles zurecht.

Jutta steigt die Holztreppe hinauf, deren vierte Stufe seit Jahren knarrt, weil Georg sich weigert, sie zu reparieren. „Die is' mei Alarmanlage", sagt er, wenn sie ihn darauf anspricht. Oben im Schlafzimmer fällt das Licht schräg durch die Gardinen auf das Bett. Es ist gemacht, glatt, die Tagesdecke ohne eine einzige Falte, die Kissen aufgeschüttelt und mit der Handkante in der Mitte eingedrückt, wie man es in den Dörfern hier seit Generationen tut, ein kleines Zeichen dafür, dass eine Hausfrau ihr Handwerk versteht. In der letzten Nacht schlief niemand darin. Auf dem Nachttisch steht, wie immer, das Foto von Hedwig, eine junge Frau mit hochgestecktem Haar und einem Lachen, das bis in die Augen reicht, aufgenommen irgendwann in den Siebzigern auf einer Wiese voller Margeriten. Eifersucht empfand Jutta nie, wenn sie dieses Bild ansah, eher eine stille Verbundenheit, sie beide gehören zur selben Geschichte, nur in verschiedenen Kapiteln. Heute schaut sie Hedwig lange an, dabei beschleicht sie das unheimliche Gefühl, die Frau auf dem Foto wisse mehr. Sie setzt sich auf die Bettkante und ruft Kevin an. Im Hintergrund kreischt eine Säge, die leiser wird, sobald Kevin in sein Büro geht und die Tür hinter sich schließt. Nein, sagt er, der Chef sei seit Freitag nicht mehr im Werk gewesen. Am Freitag habe er seine Runde gemacht,

wie jeden Tag, aber er habe ausgesehen wie das Leiden Christi, grau im Gesicht, die Hand immer wieder am Bauch. Auf die Frage, ob alles in Ordnung sei, habe er nur gebrummt, es gehe ihm prächtig, Kevin solle sich lieber um die Bretter kümmern statt um ihn. „Du kennst ihn ja“, sagt Kevin, in diesem Satz liegt so viel Hilflosigkeit, dass Jutta schlucken muss. Er verspricht, sich umzuhören, seine Stimme klingt ruhig und sachlich wie immer, doch Jutta kennt ihn lange genug, um zu hören, dass auch er jetzt unruhig ist.

Den Vormittag verbringt sie damit, das Dorf abzufahren, sie hält am Forsthaus, wo niemand etwas weiß, an der Tankstelle, wo man Georg seit Donnerstag nicht sah, an der Vereinsgaststätte der Flößer unten an der Rodach, deren Wirt gerade die Stühle auf die Terrasse stellt und nur bedauernd mit den Schultern zuckt. Wallenfels liegt in der Herbstsonne, so still und friedlich wie an jedem anderen Tag, an dem nichts Besonderes geschieht. Die Schieferfassaden glänzen, an den Fenstern blühen die letzten Geranien, auf dem Platz, auf dem sich im Sommer die Touristen sammeln, um mit den Flößen die Wilde Rodach hinunterzufahren, sitzen zwei alte Männer auf einer Bank und lassen sich die Sonne ins Gesicht scheinen. Gerade dieser Frieden beunruhigt Jutta am meisten, die Welt dreht sich weiter, ohne dass ihr etwas zu fehlen scheint.

Gegen Mittag steht sie in der kleinen Bäckerei am Marktplatz, weil Georg hier jeden Morgen seinen Kaffee trinkt, an dem kleinen runden Tisch am Fenster, von dem aus man den ganzen Platz überblickt, auch weil es im Frankenwald eine ungeschriebene Regel gibt, nach der eine Dorfbäckerei jedes Einwohnermeldeamt an Wissen übertrifft. Drinnen riecht es nach frischen Brezen, nach Hefeteig und nach dem Kaffee, der in einer altehrwürdigen Maschine vor sich hin blubbert, die vermutlich älter ist als die Bäckerin selbst. In der Auslage

liegen Krapfen, Streuselschnecken und ein Blech Zwetschgendatschi, glänzend vor Zucker. Die Bäckerin, eine resolute Frau mit mehligen Unterarmen, einer Schürze, die schon bessere Tage sah, und einem Gedächtnis, um das sie mancher Kriminalist beneiden würde, schüttelt den Kopf, noch bevor Jutta ihre Frage zu Ende stellen kann. „Am Samstag war er noch da, frühmorgens, so um sieben, bloß auf an Kaffee, den Krapfen lässt er steh'n." Sie stemmt die Hände in die Hüften und senkt die Stimme wie bei einem Staatsgeheimnis. „Des, mit Verlaub, is' beim Löffler-Schorsch in zwanzig Jahr' no ned vorkomma."

In diesem Moment geht die Ladentür auf, die kleine Messingglocke darüber bimmelt, herein stolpern zwei Jungen von etwa fünfzehn Jahren, so gleich in Gesicht, Statur und Unordnung, dass man sie nur an den unterschiedlich zerrissenen Knien ihrer Jeans auseinanderhalten kann. Die Fischer-Zwillinge, gerade aus dem Schulbus gesprungen, die Rucksäcke lässig über einer Schulter, den Hunger eines halben Schultages im Blick. Die Bäckerin mustert sie über den Rand ihrer Brille mit jenem Blick, mit dem Dorfbäckerinnen seit Jahrhunderten die Jugend taxieren, irgendwo zwischen Zuneigung und Generalverdacht.

„Ihr zwei Rumtreiber, ihr seid doch am Wochenend' wieder mit eurem Quad durch'n Wald gebrettert. Habt ihr den Löffler g'sehn?"

Die beiden wechseln einen Blick, in dem die ganze Verschwörung zweier Jungen liegt, die genau wissen, dass sie etwas Verbotenes taten, während sie abwägen, ob ihnen ein Geständnis mehr Ärger einbringt oder das Schweigen. „Den Grauen?", fragt der eine schließlich mit einem Schulterzucken. „Freilich, Samstagabend, der is' mit seim G den Schwarzen Hang nauf, Richtung von seiner neuen Kanzel."

„Die Panorama-Kanzel", ergänzt der andere und grinst schief, „wo mir ned nauf dürfen, 's letzte Mal scheißt er uns

da ganz schee zamm.“

Jutta spürt, wie ihr das Herz bis in den Hals schlägt. Der Duft der Brezen, das Blubbern der Kaffeemaschine, das Licht auf dem Zwetschgendatschi, all das tritt plötzlich einen Schritt zurück, leiser gedreht von einer unsichtbaren Hand. „Könnt ihr mir zeigen, wo das ist?“

Wieder wechseln die beiden diesen Blick, denn den Weg zur Kanzel zu zeigen heißt zuzugeben, dass man ihn kennt, ihn zu kennen heißt zuzugeben, dass man dort war, wo man nicht hingehört. In ihren fünfzehn Lebensjahren lernten die Fischer-Zwillinge, dass man Erwachsenen gegenüber besser nichts zugibt, was man nicht unbedingt zugeben muss. Doch irgendetwas in Juttas Gesicht, eine Blässe, ein Zittern um den Mund, das sie selbst nicht bemerkt, lässt die beiden ihre Taktik überdenken. Der eine kratzt sich am Hinterkopf, der andere nickt kaum merklich. Zehn Minuten später knattert das Quad vor ihr aus dem Dorf hinaus, an den letzten Schieferhäusern vorbei, über die kleine Brücke, unter der die Wilde Rodach glitzernd über ihre Steine springt, hinein in den Forstweg, der wie ein heller Riss im dunklen Grün des Hanges verschwindet. Jutta folgt mit ihrem Wagen, so gut es der Schotter und die tiefen Fahrrinnen der Holzlaster eben zulassen. Der Weg windet sich in engen Kehren den Berg hinauf, mit jeder Kehre wird der Wald dichter, älter, stiller. Rechts und links stehen die Fichten in Reih und Glied wie ein Heer, das seit Jahrzehnten auf einen Befehl wartet, der nie kommt, ihre Stämme rötlich im Licht, das in schrägen Bahnen durch die Kronen fällt, ihre unteren Äste längst abgestorben, grau und brüchig wie das Gerippe eines alten Regenschirms. Der Boden darunter ist ein weicher, brauner und grüner Teppich aus Nadeln und Moos, auf dem kaum etwas wächst, hier und da ein Büschel Sauerklee oder ein Fliegenpilz, so rot und so vollkommen, wie von einem Kinderbuchillustrator dorthin gemalt.

Am Wegrand liegen Holzpolter, säuberlich aufgeschichtete Stapel frisch geschlagener Stämme, deren Stirnseiten in der Sonne leuchten wie aufgeschnittene Brotlaibe, jeder mit einer Nummer aus der Sprühdose versehen, damit der Käufer weiß, was ihm gehört. Diese Zeichen kennt Jutta wie kaum jemand sonst, ihr ganzes Berufsleben dreht sich um solche Stapel, um Festmeter und Güteklassen, um die Frage, ob ein Stamm zum Bauholz taugt oder nur noch für die Spanplatte. Sie weiß, dass hinter jeder dieser Nummern eine Geschichte steht, ein Waldbesitzer, der seinen Bestand vor dem Borkenkäfer retten wollte, ein Sturm, der ihm die Entscheidung abnahm, eine Rechnung, die am Ende aufgehen muss. An anderen Tagen bleibt sie an solchen Poltern stehen, schätzt mit geübtem Blick Durchmesser und Qualität und rechnet im Kopf, was der Bauer dafür bekommen wird. Heute fährt sie vorbei, ohne hinzusehen.

Weiter oben öffnet sich der Wald zu einer jener kahlen Flächen, die den Frankenwald in den letzten Jahren zeichneten wie Brandmale. Wo einst Fichten standen, ragen nur noch graue Stümpfe aus einem Gewirr von Reisig, Brombeerranken und jungen Birken, die sich mit der Unbekümmertheit von Pionieren das Licht erobern, das ihnen die alten Riesen ein Jahrhundert lang verwehrten. Die Leute im Tal nennen diesen Hang den Schwarzen Hang, Jutta fragte Georg einmal, warum. Weil hier, sagte er, die Fichten früher so dicht standen, dass es am helllichten Tag dunkel war wie in einem Kohlenkeller, auch weil der Boden darunter so voller Schiefer ist, dass er nach einem Regen schwarz glänzt wie das Fell eines nassen Hundes. Heute ist der Hang grau und grün und ein wenig traurig, schwarz ist er längst nicht mehr, trotzdem müsse man ihn weiter so nennen, sagte Georg, denn Namen seien das Gedächtnis einer Landschaft, wer sie ändere, der lösche aus, was einmal war. Wo der Weg an einer Lichtung endet, hält das Quad. Jutta bremst. Noch bevor ihr

Wagen ganz zum Stehen kommt, sieht sie ihn. Georgs G steht am Waldrand unter einer alten Buche, abgestellt, so wie man nur kurz parkt, kantig, grau, mit Schlammspritzern bis unter die Fenster und dem abgewetzten Aufkleber der Jägervereinigung an der Heckscheibe, den Georg nie abkratzte, weil er, wie er sagt, zum Auto gehört wie die Delle in der Stoßstange. Der Anblick trifft Jutta wie ein Schlag in den Magen. Einen Moment lang bleibt sie sitzen, beide Hände am Lenkrad, den Blick auf dieses Auto gerichtet, das ihr so vertraut ist, fast ein Teil von Georg selbst, und nun verlassen hier steht, im hellen Mittagslicht. Hinter dem G öffnet sich der Hang zu einer Wiese. Was Jutta dort sieht, lässt sie für einen Augenblick sogar die Angst vergessen. Die Wiese ist violett, nicht gesprenkelt, nicht getupft, übersät ist sie, überflutet, in einem Ausmaß, das Jutta so noch nie sah. Abertausende von Herbstzeitlosen stehen dicht an dicht im kurzen, nassen Gras, zarte Kelche auf bleichen Stielen, ohne ein einziges Blatt, nackt und schutzlos, das schräge Licht der Mittagssonne bringt sie zum Leuchten, eine Lampe in jeder einzelnen Blüte, von innen entzündet. Die Alten nennen sie die Nackte Jungfer, weil sie im Herbst blüht, ganz ohne Blätter, ihre Blätter und Samenkapseln schiebt sie erst im nächsten Frühjahr nach, wenn die Blüte längst vergessen ist, verkehrt herum, wie alles an dieser Pflanze. Die Bauern fürchten sie, weil das Gift im Heu nicht verschwindet, mancher Landwirt im Tal gab schon eine ganze Wiese auf, weil er nicht riskieren wollte, dass seine Kühe krank werden. Das Wild dagegen weiß es von allein. Rehe und Hirsche treten am Abend aus dem Wald auf solche Wiesen hinaus, äsen das Gras zwischen den Blüten und machen um jede einzelne einen präzisen Bogen, weil sie seit Jahrtausenden wissen, was der Mensch sich jedes Jahr aufs Neue von den Alten sagen lassen muss. Georg sagte einmal, er habe die Kanzel genau deshalb an diesen Platz gestellt. Wenn die Wiese blüht, komme das Wild

zuverlässig heraus, er könne stundenlang zuschauen, wie es zwischen den Blüten hindurchtänzelt, ohne eine einzige zu berühren. „Die Kreatur is' g'scheiter als mir“, sagte er, „die wissen, was einem ned guttut.“

Am oberen Rand der Wiese, mit dem Rücken zum Wald und dem Blick hinunter ins Tal, steht die Kanzel. Georg ließ sie im Frühjahr bauen, aus Fichtenholz aus dem eigenen Wald, gesägt im eigenen Werk, stolz wie ein Kind auf sein erstes Baumhaus. Sie ist hoch, solide, auf vier kräftigen Stämmen errichtet, mit einer breiten Leiter, einem kleinen Schieferdach und Fenstern zu drei Seiten, großen Scheiben, durch die man das ganze Tal überblickt, bis hinüber zu den Höhen jenseits der Rodach. Das Holz ist noch hell, fast golden, und riecht, sobald Jutta näherkommt, nach Harz und Sonne. In den Panoramascheiben spiegelt sich der Himmel, dahinter ist nichts zu erkennen. Die Zwillinge bleiben am Waldrand stehen, das Quad läuft noch, Jutta hört das Tuckern des Motors hinter sich, während sie über die Wiese geht, langsam, zwischen den violetten Kelchen hindurch, darauf bedacht, keine einzige Blüte zu zertreten, ohne zu wissen, warum ihr das in diesem Moment so wichtig ist. Das Gras ist nass vom Tau, der hier im Schatten des Waldes noch nicht getrocknet ist, ihre Schuhe werden dunkel vor Feuchtigkeit. Über der Wiese summen vereinzelt Bienen, schwer und träge, ihnen bleibt nicht mehr viel Zeit. Am Fuß der Leiter bleibt sie stehen, legt die Hand an die erste Sprosse, spürt das glatte, warme Holz, für einen Augenblick möchte sie umdrehen, zurück zum Auto, zurück nach Coburg, zurück in eine Welt, in der Georg sich einfach nur nicht meldet, weil er stur ist und sein Handy nicht mag. Dann steigt sie hinauf, Sprosse für Sprosse, das Herz hämmert ihr in der Brust. Oben ist eine schmale Tür, angelehnt, natürlich nicht verschlossen, Jutta öffnet sie.

Zuerst ist es der Geruch, säuerlich und schwer, der ihr aus dem engen Raum entgegenschlägt und sie einen halben Schritt zurückweichen lässt, erst dann sieht sie ihn. Georg sitzt auf der Bank am Fenster, den Kopf gegen die Holzwand gelehnt, das Gesicht dem Tal zugewandt, beim Ansitz eingenickt, so scheint es, wie es ihm in letzter Zeit öfter passierte, worüber er sich jedes Mal selbst ärgerte. Er trägt seine alte grüne Lodenjacke, die mit dem geflickten Ellenbogen, die Hände liegen in seinem Schoß, eine über der anderen. Sein Hut liegt neben ihm auf der Bank, die Büchse lehnt in der Ecke, der Rucksack steht auf dem Boden zu seinen Füßen, auf den hellen Dielen daneben sind dunkle, eingetrocknete Flecken, die nicht dorthin gehören. Sein Gesicht ist grau, grauer als Jutta je ein Gesicht sah, die Augen halb geöffnet, den Blick noch immer hinunter auf seine Wiese gerichtet, auf das Violett, auf das Wild, das nicht mehr kommen wird.

Jutta sagt seinen Namen, einmal, zweimal, dann kniet sie sich vor ihn hin und nimmt seine Hand, die so kalt ist wie der Tau auf den Herbstzeitlosen. Sie weiß nicht, wie lange sie dort kniet, die Zeit verliert in diesem kleinen, hellen Raum ihre Bedeutung, alles, was Jutta wahrnimmt, ist die Stille, durchbrochen nur vom fernen Tuckern des Quads und dem Summen der Bienen. Sie denkt an den Italiener in Stadtsteinach, an den Nagel im Holz, an den Zwetschgenkuchen in der Dose, an das Herz, das sie hinter ihren Namen malte wie ein verliebtes Schulmädchen. Sie denkt daran, dass sie nie verheiratet sein wird, schämt sich im selben Moment für diesen Gedanken und weint, ohne es zu merken. Irgendwann zieht sie das Handy aus der Jackentasche, ihre Finger zittern so sehr, dass sie die drei Ziffern zweimal eintippen muss. Eine ruhige, freundliche Männerstimme meldet sich, fragt nach ihrem Namen, nach dem Ort, nach dem Weg, Jutta antwortet wie ein Automat, Wallenfels, Schwarzer Hang, der Forstweg hinter den letzten Häusern, die Lichtung, die neue Kanzel.

Die Stimme sagt ihr, dass ein Streifenwagen und ein Notarzt unterwegs sind, dass sie nichts verändern und an Ort und Stelle bleiben soll, Jutta sagt Ja, Ja, Ja und legt auf. Danach steht sie da, das Handy in der Hand, und weiß nicht, was sie tun soll. Die Polizei wird kommen, Fremde in Uniform, die Georg nicht kannten, die nicht wissen, wer er war, die ihn behandeln werden wie einen Fall. Sie scrollt durch ihre Kontakte, ohne zu wissen, wonach sie sucht, bis sie an einem Namen hängen bleibt, den Georg ihr vor langer Zeit gab, mit diesem schiefen Grinsen, hinter dem er seine Sorgen versteckt, für den Fall der Fälle.

Am anderen Ende meldet sich eine Stimme, ruhig und tief, mit dem Geräusch von Wind und einem fernen Specht im Hintergrund. Noch während Jutta nach den ersten Worten sucht, ruft von unten einer der Zwillinge herauf, ob sie runter zur Straße fahren sollen, um der Polizei den Weg zu zeigen, Jutta winkt ab, ohne hinzusehen, kurz darauf verstummt das Quad.

KAPITEL 2

Der stumme Wächter

Der Forstweg zum Schwarzen Hang ist an diesem Nachmittag belebter denn je, seit die Holzlaster ihn in den Berg frästen. Sobald Hollyday die letzte Kehre nimmt, sieht er einen Streifenwagen der Polizeiinspektion Kronach quer am Rand der Lichtung stehen, blau-silbern und so fremd in dieser Umgebung wie ein Kühlschrank in einer Kirche. Daneben parkt Juttas kleiner Wagen, schief, die Fahrertür noch halb offen, sie schaffte es wohl nicht mehr, sie zu schließen. Etwas abseits, im Schatten der alten Buche, steht der G, grau, kantig, geduldig, so wie er immer dastand, wenn Georg im Revier war und die Welt noch in Ordnung. Hollyday stellt seinen Wagen hinter dem Streifenwagen ab und bleibt einen Augenblick sitzen, den Motor aus, die Hände auf dem Lenkrad. Es ist eine alte Gewohnheit, über die die Kollegen in Coburg spotten und die er nie ablegte. Bevor er einen Tatort betritt, schaut er, nicht auf das Offensichtliche, nicht auf das, was jeder sieht, vielmehr auf das Ganze, auf das Bild, das sich ihm bietet, bevor irgendjemand anfängt, es zu verändern. Georg brachte ihm das bei, oben auf dem Hochsitz am Döbraberg, vor fast vierzig Jahren. „Wennst ankommst, Bub,

dann schaust erst amal, des Wild war vor dir da, des weiß mehr wie du."

Was er sieht, ist eine Lichtung im Herbst, der Wald rundherum steht dunkel und reglos, nur in den Kronen der Buchen spielt ein leichter Wind, die ersten gelben Blätter lösen sich und trudeln in langen, langsamen Spiralen zu Boden. Dahinter die Wiese, dieses unwirkliche Meer aus Violett, das im Licht des frühen Nachmittags fast zu leuchten scheint, am oberen Rand der Wiese, auf ihren vier hellen Stämmen, die Kanzel, neu, solide, mit glänzenden Scheiben, ein stummer Wächter über dem Tal, der sah, was niemand sonst sah, ohne sprechen zu können. Am Waldrand hocken die Fischer-Zwillinge auf ihrem Quad, die Schultern hochgezogen, die Hände in den Ärmeln ihrer Kapuzenpullover vergraben. Alles Freche, alles Großmäulige, das Hollyday von Jungen in diesem Alter kennt, ist aus ihren Gesichtern verschwunden, zurück bleiben zwei Kinder, die zum ersten Mal in ihrem Leben begreifen, dass der Tod nicht nur im Fernsehen vorkommt. Neben ihnen steht ein junger Polizeiobermeister aus Kronach, der mit einem Notizblock in der Hand ihre Personalien aufnimmt und dabei so behutsam spricht, wie man mit etwas spricht, das zerbrechen könnte.

Jutta steht allein am Rand der Wiese, die Arme um sich geschlungen, sie friert, obwohl es nicht kalt ist, ihr Blick geht hinauf zur Kanzel, unverwandt, in der Hoffnung, dort oben etwas zu ändern, wenn sie nur lange genug hinsieht. Sobald sie Hollydays Schritte im Schotter hört, dreht sie sich um. Ihr Gesicht ist fleckig vom Weinen, die Wimperntusche verlaufen, für einen Moment sieht sie ihn an, ohne zu wissen, wer er ist. Dann erkennt sie ihn, etwas in ihr gibt nach. Hollyday ist kein Mann, der Menschen in den Arm nimmt, er lernte es nie und verspürte nie das Bedürfnis, es zu lernen. Doch jetzt, da Jutta auf ihn zukommt, unsicher, mit kleinen, stolpernden Schritten, legt er ihr die Hand auf die Schulter, schwer und

ruhig, so wie Georg es bei ihm tat, damals mit sechzehn, nach seinem ersten Bock, als er nicht wusste, ob er stolz sein oder weinen sollte.

„Er sitzt da oben“, sagt sie leise. „Er sitzt einfach da, Janne, so, als ob er schläft.“

„Ich weiß“, sagt Hollyday. „Ich schau ihn mir an, bleib du hier bei den Buben, ja? Die brauchen jetzt auch wen.“

Sie nickt, dankbar für eine Aufgabe, und geht hinüber zu den Zwillingen.

Der junge Kollege aus Kronach kommt ihm entgegen, stellt sich vor, Polizeiobermeister Schneider, dann berichtet er in knappen, sauberen Sätzen, so wie man es auf der Polizeischule lernt. Die Frau habe den Toten gefunden und um 13 Uhr 42 den Notruf gewählt. Er selbst sei mit einer Kollegin um 14 Uhr 05 eingetroffen, die Kollegin sichere unten am Forstweg die Zufahrt. Er sei kurz oben gewesen, habe sich vom Tod überzeugt und nichts angefasst. Der Notarzt sei unterwegs, aus Kronach, müsse jeden Moment da sein. Dann zögert er, Hollyday sieht, wie er überlegt, ob er den nächsten Satz sagen soll.

„Herr Holly, ich hab gehört, Sie kannten den Mann?“

„Ich kannte ihn, seit ich ein Kind war“, sagt Hollyday.

Schneider nickt, er scheint etwas Wichtiges zu verstehen, bevor er einen Schritt zur Seite tritt.

Hollyday geht über die Wiese, nicht gerade auf die Kanzel zu, in einem Bogen, am Rand entlang, den Blick auf den Boden gerichtet, darauf bedacht, wohin er tritt. Im Gras sind Spuren zu sehen, frische, dunkle Linien im Tau, wo Jutta ging und vor ihr der junge Kollege. Andere Spuren sind nicht mehr zu erkennen. Falls Georg am Samstagabend hier hinaufstieg, verwischte der Tau von zwei Nächten seine Schritte längst. Zwischen den Grashalmen stehen die Herbstzeitlosen so dicht, dass es unmöglich ist, keine zu berühren, mit jedem Schritt streift Hollyday ein paar der zarten Kelche,

die sich unter seinen Stiefeln neigen und dann langsam wieder aufrichten, ganz so, als wäre nichts geschehen. Am Fuß der Kanzel bleibt er stehen und schaut hinauf, er kennt diese Bauweise, es ist eine Kanzel, wie sie im Frankenwald seit Generationen gebaut wird, wenn einer es ernst meint mit der Jagd, kein wackliger Ansitzbock aus dem Baumarkt, ein kleines Haus auf Stelzen ist es, mit Dach und Fenstern und einer Bank, auf der man an kalten Novemberabenden stundenlang ausharren kann, ohne dass einem das Blut in den Füßen gefriert. Die Jäger hier sagen, eine gute Kanzel sei wie eine gute Ehe, man müsse sich in ihr wohlfühlen, auch wenn nichts passiert, das sei bei beiden die eigentliche Kunst, denn meistens passiere nichts. Georg liebte diesen Spruch. Er erzählte ihn jedes Mal, wenn er einen neuen Gast auf einen seiner Hochsitze mitnahm, jedes Mal lachte er so laut darüber, wie einer, der ihn gerade erst erfindet.

Die Leiter ist breit und solide, die Sprossen sind sauber eingelassen, nicht genagelt. Hollyday steigt langsam hinauf, eine Hand am Holm, mit jeder Sprosse wird der Geruch stärker, der von oben herabsinkt, säuerlich, schwer, ein Geruch, den er kennt, den jeder Polizist kennt, der lange genug im Dienst ist, und an den sich trotzdem keiner gewöhnt. Oben bleibt er in der offenen Tür stehen und schaut.

Georg sitzt auf der Bank am Fenster, so wie Jutta ihn beschrieb, den Kopf gegen die Holzwand gelehnt, das Gesicht dem Tal zugewandt. Er trägt die grüne Lodenjacke mit dem geflickten Ellenbogen, die Hollyday schon kannte, damals, da er selbst noch in kurzen Hosen neben dem Alten auf dem Ansitz saß. Die Hände liegen in seinem Schoß, die rechte über der linken. Der Hut liegt neben ihm auf der Bank, mit der Krempe nach oben, daran steckt noch der kleine Bruch, ein Fichtenzweig, den Georg sich irgendwann im Sommer ansteckte, braun und vertrocknet inzwischen. Die Büchse lehnt in der Ecke neben dem Fenster, der Ver-

schluss ist geöffnet, die Waffe entladen. Hollyday registriert es mit einer Mischung aus Erleichterung und Schmerz, Georg entlud sie, wie es sich gehört, bevor er sich zurücklehnte, vorschriftsmäßig bis zum Schluss. Der Rucksack steht auf dem Boden, zu Georgs Füßen, der alte, ausgeblichene aus einer Mischung von grünem Segeltuch und Loden, mit Lederriemen und der Vortasche, in die Georg seit Jahrzehnten immer dieselben Dinge steckt, das Taschenmesser, die Stirnlampe, den Flachmann. Hollyday sieht die Wölbung unter dem Stoff, die flache, gebogene Form, er weiß, was es ist, ohne die Tasche zu öffnen. Er fasst nichts an. Daneben, auf den hellen Dielen, sind die dunklen, eingetrockneten Flecken, nicht klein, mehrere, auf dem Boden, am Rand der Bank, ein Spritzer am unteren Teil der Wand. Hollyday geht in die Hocke, ohne die Tür zu verlassen, um sie lange zu betrachten. Erbrochenes, getrocknet, mindestens einen Tag alt, eher zwei. Ein Mann, der sich übergeben musste, nicht einmal, mehrmals, hier oben, allein, und der trotzdem sitzen blieb, statt hinunterzusteigen, ins Auto zu steigen und zum Arzt zu fahren. Warum, Georg, denkt Hollyday, warum bist du nicht heimgefahren?

Er richtet sich auf und schaut zu dem Gesicht des Alten, dem grauen, eingefallenen Gesicht mit den halb geöffneten Augen, die hinunterblicken auf die violette Wiese, auf den Wald, auf das Tal, in dem er sein ganzes Leben verbrachte. Er sieht friedlich aus. Hollyday weiß, dass der Tod oft so aussieht, friedlicher, als er war, und dass dieser Friede nichts beweist. Es ist das, was der Tod den Lebenden hinterlässt, damit sie es leichter haben, ein letzter Gefallen, eine letzte Lüge. Von unten hört er Motorengeräusch, der Notarzt kommt den Forstweg herauf.

Die Notärztin ist jung, kaum über dreißig, mit einem straff zurückgebundenen Pferdeschwanz und jener konzentrierten Ruhe, die man sich in diesem Beruf entweder schnell aneig-

net oder gar nicht. Sie steigt mit ihrem Koffer die Leiter hinauf, nickt Hollyday knapp zu und kniet sich vor Georg hin. Ihre Untersuchung dauert nicht lange. Sie prüft, was zu prüfen ist, die Pupillen, die Totenflecken, die Starre, die an den Gliedern schon wieder nachzulassen beginnt, mit einer Sachlichkeit, die nicht kalt ist, eher respektvoll, sie will dem Toten nicht mehr zumuten, wie nötig ist. Danach richtet sie sich auf und zieht die Handschuhe aus. „Er ist seit mindestens anderthalb Tagen tot, eher länger", sagt sie. „Ich stelle eine vorläufige Todesbescheinigung aus, für die vollständige Leichenschau braucht es einen zweiten Arzt, das wissen Sie." Sie wirft einen Blick auf die Flecken am Boden. „Gibt es einen Hausarzt?" Es gibt einen. Hollyday wünscht sich in diesem Augenblick, es wäre ein anderer. Doktor Hertlein schaute ihm als Kind die Mandeln an, schiente ihm den gebrochenen Arm und drückte ihm beim Abschied jedes Mal ein Malzbonbon in die Hand, das nach Medizinschrank schmeckte, irgendwo in Hollyday lebt noch der Junge, der diesen Mann noch immer ein wenig fürchtet.

Jutta ruft ihn an, die zwanzig Minuten, bis sein alter Kombi den Forstweg heraufkommt, verbringt Hollyday am Fuß der Kanzel, die Hände in den Jackentaschen, den Blick auf die Wiese, ohne sie zu sehen. Hertlein schnauft den Hang herauf, schimpfend, der Berg scheint ihn persönlich zu beleidigen. Das graue Haar steht ihm wirr vom Kopf, die Arzttasche schlägt bei jedem Schritt gegen sein Knie, auf halber Höhe bleibt er stehen, stützt sich auf die Oberschenkel und schaut hinauf zur Kanzel mit einem Gesicht, auf dem Hollyday zum ersten Mal etwas sieht, das er bei diesem Mann nie für möglich hielt, Angst. Dann ist es vorbei, Hertlein richtet sich auf, nickt Hollyday zu, so beiläufig, wie man jemandem zunickt, den man gestern erst beim Bäcker sah, dann steigt er die Leiter hinauf, schwer, Sprosse um Sprosse, mit den Händen fest am Holm. Oben ist es eng.

Hollyday, der wieder mit nach oben steigt, bleibt in der Tür stehen, während der Alte sich über Georg beugt, dabei hört er, wie Hertlein leise etwas murmelt, das nicht für fremde Ohren bestimmt ist. Jahrzehntelang spielten die beiden jeden zweiten Donnerstag im Hinterzimmer des „Goldenen Hirschen“ Schafkopf, Hollyday erinnert sich an Abende, an denen er als Halbwüchsiger am Nebentisch saß und zuhörte, wie sie sich über ein verpatztes Solo so leidenschaftlich anbrüllten, dass der Wirt mit dem Rauswurf drohte. Am nächsten Donnerstag saßen sie wieder da, ohne ein Wort darüber. So waren sie, die Alten, sie stritten wie die Kesselflicker und blieben sich doch ein Leben lang treu.

Lange sagt Hertlein gar nichts, seine Hände tun, was sie seit fast fünfzig Jahren tun, sie tasten, prüfen, heben ein Augenlid, drücken auf die Haut am Unterarm, dabei bewegt er die Lippen, wie einer, der etwas abzählt. Schließlich richtet er sich auf, langsam, mit einem Knacken im Kreuz, und wischt sich mit dem Handrücken über die Augen. „Des Herz“, sagt er heiser, „des war des Herz. Sei Blutdruck war wie a Dampfkessel, und mit seine Tabletten war's a Glückssach', je nachdem, wie der Mond g'standen is'. Hundertmal hab ich's ihm g'sagt, hundertmal.“

Er zieht ein Formular aus der Tasche, legt es auf sein Knie und schraubt den Füller auf, einen dicken, schwarzen Füller mit goldener Feder, den er besitzt, solange Hollyday denken kann. Hollyday sieht ihm zu und schweigt. In ihm streiten zwei Stimmen, er weiß nicht, welcher er trauen soll. Die eine ist die des Ermittlers, sie sagt ihm, dass ein Mann, der sich so oft übergeben musste, nicht auf eine Kanzel steigt, um dort friedlich einzuschlafen. Die andere ist leiser und gemeiner, sie fragt ihn, ob er nicht einfach einen Schuldigen sucht, weil er es nicht erträgt, dass der Alte allein hier oben starb, während er selbst hinter seinem Forsthaus Holz spaltete. Seit dem Frühsommer war er nicht mehr bei Georg. Immer war

etwas, ein Fall, eine Überstunde, ein müder Abend, nächste Woche, sagte er sich jedes Mal, nächste Woche fahr ich rüber.

„Doktor", sagt er schließlich, mit einer Stimme, die ihm in den eigenen Ohren fremd klingt, „schauen Sie sich den Boden an."

Hertlein schaut nicht, die Feder schwebt über dem Papier. „Ich weiß, was am Boden is', Janne, ich bin ned blind."

„Er musste sich mehrmals übergeben, das ist nicht von heute und nicht von gestern."

„Des kann's Herz aa. Übelkeit, Erbrechen, des gibt's beim Infarkt, des steht in jedem Lehrbuch." Hertlein hebt den Kopf, in seinem Blick liegt etwas Hartes, Abwehrendes. „Was willst denn? Willst, dass ma ihn aufschneiden, den Schorsch? Vor jeder Spritze is' der sei Lebtag davong'laufen wie der Teufel vor'm Weihwasser."

„Ich will, dass Sie sich sicher sind."

„Ich bin mir sicher."

„Hier oben? Im Halbdunkel, mit ihm in der Lodenjacke auf der Bank? Sie wissen besser als ich, was Sie dafür tun müssten, Doktor. Sie haben's mir als Bub selber erklärt, damals, wie der alte Kraus vom Heustock gefallen ist und ich wissen wollte, warum der Pfarrer warten muss."

Für einen Moment ist es still, draußen ruft ein Eichelhäher, heiser und empört. Hertlein sieht Hollyday an, Hollyday hält dem Blick stand, obwohl ihm danach ist, wegzuschauen. Er erinnert sich tatsächlich an diesen Tag, an den alten Kraus, an das Blut im Heu und an Hertlein, der mit hochgekrempelten Ärmeln in der Scheune kniete und einem neugierigen, viel zu jungen Janne erklärte, dass man einen Toten erst richtig anschauen muss, ganz und gar, bevor man sagen darf, woran er starb. Ob der Alte sich daran auch erinnert, kann Hollyday nicht erkennen. Der Füller sinkt auf das Papier. Hertlein kreuzt an, mit einem kratzenden Laut, ohne hinzusehen, bevor er die Kappe zuschraubt. Danach steht er auf,

steckt das Formular in die Tasche und schiebt sich an Hollyday vorbei zur Tür, so dicht, dass ihre Schultern sich berühren. Auf der obersten Sprosse bleibt er stehen und dreht sich halb um.

„Du warst scho als Bub a Klugscheißer“, sagt er, es klingt nicht freundlich. „Wennst recht hast, is' es schlimmer wie a Infarkt. Wennst unrecht hast, schneiden's ihn umsonst auf, und des tät er dir nie verzeihen.“

Er steigt zwei Sprossen hinunter, hält noch einmal inne, sein Gesicht ist jetzt auf der Höhe von Hollydays Stiefeln, er schaut nicht hinauf, sein Blick geht hinaus auf die Wiese. „Komisch is' es scho“, murmelt er, mehr zu sich selbst. „Im August war er zweimal bei mir, mit'm Magen. Hab ihm Tropfen gegeben, Gastritis halt, in dem Alter, hab mir nix dabei denkt.“

Dann steigt er weiter hinunter und geht über die Wiese zu seinem Wagen, ohne sich noch einmal umzudrehen. Hollyday sieht ihm nach, wie er zwischen den violetten Blüten kleiner wird, gebeugt, die Tasche in der Hand, ein alter Mann, der gerade einen Freund verlor. Im August, zweimal. Hollyday steht noch lange an der Kanzel, der Satz will ihm nicht mehr aus dem Kopf. Mit dem Kreuz an dieser Stelle ändert sich alles. Was eben noch ein trauriger, aber gewöhnlicher Todesfall war, wie er im Frankenwald jedes Jahr Dutzende Male vorkommt, wenn alte Männer allein in ihren Wäldern sterben, ist jetzt ein Fall für die Kriminalpolizei. Hollyday steigt zum letzten Mal die Leiter hinunter, geht ein paar Schritte über die Wiese, bis das Handy Netz findet, dort telefoniert er. Er fordert die Kriminaltechnik aus Coburg an, damit die Kanzel gesichert wird, bevor irgendjemand den Toten bewegt. Er ruft den Bereitschaftsstaatsanwalt in Coburg an, schildert ihm die Lage in drei nüchternen Sätzen, der verspricht, sich um alles Weitere zu kümmern. Ob es eine Obduktion geben wird, entscheidet die Staatsanwalt-

schaft, Hollyday zweifelt nicht daran, dass es eine geben wird.

Das letzte Telefonat führt er mit seinem Dienststellenleiter, Kriminaloberrat Brandl, einem korrekten, etwas steifen Mann, der seine Krawatten nach dem Wochentag aussucht und von dem es heißt, er habe in dreißig Dienstjahren noch nie einen Bericht zu spät abgegeben. Brandl hört zu, ohne zu unterbrechen, danach schweigt er eine Weile.

„Holly", sagt er schließlich, er ist einer der wenigen in der Inspektion, die ihn nie Hollyday nennen. „Wie ich höre, kannten Sie den Verstorbenen persönlich."

„Seit meiner Kindheit."

„Das gefällt mir nicht. Sie wissen, wie das aussieht, wenn ein Ermittler im Umfeld eines Freundes ermittelt, ich werde mir überlegen, ob ich Ihnen den Fall lasse."

„Überlegen Sie ruhig", sagt Hollyday. „Bis Sie sich entschieden haben, habe ich die ersten Antworten."

Am anderen Ende der Leitung entsteht eine Pause, in der man Brandl förmlich die Krawatte zurechtrücken hört. „Ich werde Ihnen jemanden zur Seite stellen, wenn Sie verstehen, zur Unterstützung und zur Kontrolle, falls Sie auch diesen Unterschied verstehen."

„Ich verstehe ihn sehr gut", sagt Hollyday, bedankt sich für diese Geste und legt auf.

Der Nachmittag zieht sich, die Kriminaltechniker kommen in weißen Overalls den Hang herauf, Gestalten aus einem anderen Jahrhundert, die jeden Zentimeter der Kanzel fotografieren, die Flecken, die Büchse, den Rucksack, den Toten. Sie stellen kleine gelbe Nummernschilder auf die Dielen und nehmen Proben. Den Rucksack mit dem Flachmann tüten sie ein, Hollyday sieht zu, wie er in einer durchsichtigen Plastiktüte verschwindet, versiegelt und beschriftet, dabei denkt er an all die Abende, an denen Georg ihm diesen Flachmann hinhielt, nach dem Ansitz, bei Dämmerung, mit dem immer

gleichen Satz. „Aaner geht noch, Bub, aaner, aber a klanner für's Wild.“ Jedes Mal schüttelte der Junge den Kopf, jedes Mal nahm Georg allein seinen kleinen Schluck für's Wild, bevor er den Flachmann zuschraubte und zurück in die Vortasche steckte. Die Staatsanwaltschaft lässt den Leichnam beschlagnahmen. Am frühen Abend tragen zwei Männer des Bestattungsinstituts Georg in einer grauen Hülle die Leiter hinunter, vorsichtig, Sprosse für Sprosse, über die Wiese zum Wagen, Jutta steht am Waldrand und sieht zu, Hollyday neben ihr, keiner von beiden sagt etwas.

Danach wird es still auf dem Schwarzen Hang. Die Techniker packen ihre Koffer, die Streife fährt ab, Doktor Hertlein ist längst wieder unten im Tal, die Fischer-Zwillinge holte ihr Vater ab, ein breitschultriger Mann, der seinen Söhnen die Hand auf den Nacken legte und mit ihnen ging, ohne ein Wort über das Quad zu verlieren. Hollyday begleitete Jutta zu ihrem Wagen, nicht ohne ihr das Versprechen abzuringen, heute Nacht nicht allein zu sein, besser bei einer Freundin in Kronach zu schlafen. Sie nickte, mit diesem leeren Blick, bevor sie losfuhr, langsam, die Scheinwerfer schon an.

Hollyday bleibt, bis die Kriminaltechnik die Kanzel freigibt, dann steigt er noch einmal hinauf. Die Sonne steht schon tief über den Höhen jenseits der Rodach, ihr Licht fällt flach und golden durch die Panoramascheiben, auf die Bank, auf die leeren Dielen, auf die Stelle, an der Georg saß. Es riecht noch immer säuerlich, darunter liegt der Geruch von Harz und frischem Holz, von draußen weht der Duft der feuchten Wiese herein. Hollyday setzt sich auf die Bank, dorthin, wo Georg saß, den Blick hinaus ins Tal. Unter ihm leuchtet die Wiese. Im Abendlicht ist das Violett der Herbstzeitlosen dunkler, satter, fast wie Wein, die Schatten des Waldes kriechen langsam über das Gras herauf, Meter um Meter, sie wollen die Blüten zudecken. Am unteren Rand, dort, wo der Wald beginnt, bewegt sich etwas. Eine Ricke tritt aus

dem Dunkel der Fichten, vorsichtig, den Kopf erhoben, die Lauscher gespitzt, hinter ihr zwei Kitze, schon groß, das Fleckenkleid des Sommers längst verloren. Sie verharren am Waldrand, sichern lange in alle Richtungen, dann treten sie hinaus auf die Wiese und beginnen zu äsen. Hollyday sieht ihnen zu, wie sie zwischen den Herbstzeitlosen hindurchziehen, Schritt für Schritt, mit gesenkten Köpfen, wie sie das Gras zwischen den Blüten zupfen und um jede einzelne violette Blüte einen Bogen machen, so selbstverständlich, so präzise, es steht ihnen ins Blut geschrieben. „Die Kreatur is' g'scheiter als mir", sagte Georg, „die wissen, was einem ned guttut."

Hollyday steht auf und geht hinaus, am Rand der Wiese bricht er einen kleinen Fichtenzweig ab, wie es unter Jägern seit Jahrhunderten Brauch ist, wenn einer von ihnen den letzten Gang antritt, steigt noch einmal hinauf und legt ihn auf die Bank, an die Stelle, an der Georg saß. Er bleibt noch einen Moment in der Tür stehen und schaut auf den Zweig, auf das dunkle Grün auf dem hellen Holz.

Dann steigt er hinunter, Sprosse für Sprosse, geht über die Wiese zurück zu seinem Wagen und achtet darauf, keine einzige Blüte zu zertreten.